



Im Staub verborrt.

Von Kurt Martens.

Unsere Ohren und Mäuler, nur zu selten unsere Herzen, sind voll von den zahllosen, täglich wechselnden Namen derer, die sich gewollt oder ungewollt öffentlich bemerkbar machen. Da zieht wohl ab und zu einmal die leuchtende Wolke echten Ruhmes am Firmament dahin, umschwärmt von den flüchtigen Nebelgebilden der kleineren, der Scheinverdienste und des Marktgeschreis; selbst Gaukler und Verbrecher werden eine Zeitlang unter der wohlthätig erscheinenden Menge genannt.

Wer aber achtet jener Schattengestalten, die gar nichts sind, die der menschlichen Gesellschaft überhaupt nicht mehr anzugehören scheinen, weder im Guten noch im Bösen, abgestorbene Glieder eines regsamem Körpers, vergessen, verkümmert, nur so von ihm nachgeschleift? Jemandemal in ihrem Leben müssen sie doch etwas gewesen sein. Eine Mutter wird sie geliebt, ein Lehrer sich um sie bemüht, ein Beruf, eine bescheidene Aufgabe ihnen Ausichten eröffnet haben. Warum ist ihr Daseinswille erloschen vor der Zeit? Warum haben sie sich selbst überlebt und starren blidlos hinweg über die Welt, in der sie jedes Heimatsrecht verloren? —

Durch die engen, unwirtlichen Gassen einer Vorstadt, wo sich in langen Reihen verrusste Mietskasernen drängen, schlüpfen jahraus, jahrein drei alte Leuten mühselig dahin, der Ähnlichkeit nach unvertennbar Geschwister, stets alle drei nebeneinander: ein weißbärtiger Mann in Rodmantel und Schlapphut zwischen zwei kümmerlichen Weiblein, deren fadenscheinige schwarze Mantillen und die Bänder altmodischer Capoten über die gekrümmten Rücken hingen. Am Vormittag zu ihren häuslichen Einkäufen, trug jede ein Körbchen oder ein Netz; gegen Abend spazierten sie, auch bei Regen und Schnee, ziellos herum, kreuz und quer durch die häßlichen Straßen oder ein Stück Weges auf den nahen Stadtwald zu. Dann hielten sie sich wohl zuweilen an den Händen, aber selten wechselten sie ein leises Wort; sie mochten sich über ihren trüben, leeren Alltag längst miteinander ausgesprochen haben.

In einer Mansarde bewohnten sie zwei Stuben. Dort legten Bäckerjunge und

Milchmann regelmäßig die Tagesloft auf der Schwelle nieder, der Postbote aber hatte niemals etwas abzugeben, weder Briefe noch Zeitungen. Ihre Kluglocke schrillte nur, wenn übermüdete Kinder des dichtbevölkerten Hauses Unfug damit trieben. Kein Namensschild bemerkte ihre Existenz. Niemand wußte, wie sie hießen noch wovon sie lebten, niemand kümmerte sich darum; selbst der Hausverwalter, der die Mieten einfaserte, hatte es längst vergessen.

An die dreißig Jahre war es schon her, daß sie dieses ärmliche Quartier bezogen hatten. Für die übrigen, beständig wechselnden Mieter gehörten sie zum eisernen Bestand des Hauses wie Treppengeländer und Dachtraufe. Das fette Zeitalter des Volkswohlstandes, die Erschütterungen des Krieges und der Revolution, die Geldentwertung und die allmähliche Erholung waren spurlos über das im Staub verborrte Kleeblatt hinweggeglitten. Die drei nahmen von nichts Kenntnis, so konnte sie auch nichts erregen. Brot- und Fleischkarten, Straßenumzüge und Gewehrfeuer von den Dächern, schmutzige Milliarden Scheine und die Aufwertung der Silbermünzen nahmen sie gleichmütig hin, wie den Wechsel von Winterstürmen und Lenzesonne auf ihrem schweigmägen Wandel durch das Viertel, das ihnen letzte Heimat vortäuschte. Sie sahen die Welt nicht mehr, sowie die Welt sie selber überfah. Nur mit und für einander waren sie noch vorhanden.

Es kam der Tag, wo nur noch zwei von ihnen auf die Straße traten, der Bruder mit der jüngeren Schwester. Schnelleren Schrittes als sonst wandten sie sich der inneren Stadt zu. In einer Krasidroschke lehrten sie zurück und brachten aus dem Universitäts-Viertel einen der berühmtesten Kerze mit. Der kam die nächsten Tage noch ein paar Mal wieder. Dann aber hielt ein Leichenwagen vor dem Haustor, ein Sarg ward aus der Mansarde herabgetragen, und die beiden Alten, einen Palmenzweig mit gelben Rosen zwischen sich, führten hinterdrein.

Die Sommermonate hindurch sah man sie nun auf den gleichen Wegen wie bisher, Besorgungen machend, die Häuserblocks umkreisend, über die Bannmelle hinaus ins Grüne wandelnd. Jetzt aber führten sie sich

beständig bei der Hand. Noch gebeugter als sonst tappten sie dahin, noch enger beieinander, noch schweigmämer, den erloschenen Blick nach innen gewandt.

Ein früher Winter stellte sich ein, mit Schneestürmen und starkem Frost. Da fand eines Morgens der Milchmann die Tür zur Mansarde offen. Weil ihm das sonderbar vorkam, rief er die Leute von der anderen Seite des Flurs. Als die auf Klopfen und Rufen keine Antwort erhielten, drangen sie ein.

Die beiden Stübchen blinkten vor Sauberkeit und traulicher Ordnung im ersten Strahl der Sonne, der durch die eisgeblühten Fenster auf altmodischen, aber feinhäutgerlichen Hausrat fiel.

In jeder der beiden Stuben stand ein Bett. Das eine war unberührt, im anderen aber lag mit gefalteten Händen eine Tote, das alte Fräulein.

Die Polizei und ein Arzt wurden benachrichtigt. Es war der einfachste Fall von der Welt: die Alte war am Herzschlag gestorben. Schon zu Beginn der Nacht mußte plötzlich und schmerzlos der Tod eingetreten sein. Wo aber war ihr Bruder geblieben?

Ihn fand man erst im Laufe des Tages, drüben auf einer Bank des Stadtwaldes aufrecht sitzend, starr und steif, Mantel und Schlapphut von Schneewehen bedeckt, der weiße Bart ein Zapfen Eis. —

Es wurden Nachforschungen angestellt nach Angehörigen oder Erben, doch niemand meldete sich. Also erfolgte formlose Bestattung auf öffentliche Kosten, und der Nachlaß fiel dem Fiskus zu.

Auf den ersten Blick schien es nur eine kümmerliche Habe zu sein, die da verstreut werden mußte: brüchiges Mobiliar, abgetragene Kleider, zerklüftene Wäsche, die wenigen Bilder an den Wänden und eiserne Kisten voll unscheinbarer Bücher. Erst der Taxator erkannte, daß manchen dieser Gegenstände ein beträchtlicher Altertumswert zukam. Die Möbel wiesen einen schönen, reinen Biedermeierstil auf, die Bilder stammten durchweg von bekannter Meisterhand, unter den Büchern befanden sich seltene Erstausgaben, vielgejuchte Exemplare.

Der verstorbene Inhaber der Wohnung war, wie aus vergilbten Briefen und Auf-

zeichnungen hervorging, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein bekannter Gelehrter gewesen, ein Mann mit Titeln, die er längst nicht mehr geführt, mit Orden, die er abgelegt, mit Posten, die er allmählich verloren hatte. Seine beiden Schwestern mußten nach vorgefundenen Bildern anmutige Mädchen-Erscheinungen gewesen sein. Nur die Erinnerung an ihre gemeinsam verlebte Jugend, ihr Geschwistertum allein war ihres entblätterten Daseins Erdreich und Fundament geblieben.

Eines der letzten Stücke, das achtlos aus der Wohnung entfernt wurde, war eine verstaubte Truhe von unerwartetem Gewicht.

Ein Besuch auf dem Meeresgrund.

Von Sten Bergmann.

Sten Bergmann, ein schwedischer Naturforscher, hat eine Forschungsreise durch die Kurilen unternommen und er hat seinen Bericht darüber in einem soeben in deutscher Uebersetzung im Verlage Strecker und Schröder in Stuttgart erschienenen Buche: „Die tausend Inseln im fernen Osten“ niedergelegt. Die Kurilen sind eine fast geradlinig von Japan bis Kamtschatka verlaufende Kette von vielen großen und kleinen Inseln, die von europäischen Reisenden bisher wenig besucht wurden. Der Autor hat das große Gebiet mit reichem Erfolge für die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Reichsmuseums in Schweden durchquert. Die Schöpfung seiner Erlebnisse mit Menschen und Tieren wird man mit großem Interesse lesen. Im folgenden der auszugsweise Bericht über einen Besuch auf dem Meeresgrund, denn wir mit Erlaubnis des Verlags dem ausgezeichneten Buche entnehmen:

Am meisten interessierte mich der Taucher, ein ungewöhnlich großer und kräftiger Japaner. Ich setzte mich neben ihn und forderte ihn auf, von seiner Arbeit zu erzählen. Die Fangboote, berichtete er, fahren um zwei Uhr in der Nacht von Uenai weg und nach drei Stunden sind sie bei den Fangplätzen. Auf jedem Boot sind immer zwei Taucher; jeder von ihnen ist abwechselnd anderthalb Stunden von fünf Uhr früh bis zum Einbruch der Dunkelheit auf dem Meeresboden. Gegenwärtig arbeiten sie bis acht Uhr abends, also fünfzehn Stunden im Tag. Jeder Taucher verbringt demnach sieben und eine halbe Stunde im Tag auf dem Meeresgrund. Nach zweitägigem Aufenthalt auf den Fangplätzen fahren sie mit der Beute heim; wenn sie einen guten Fang gehabt haben, so bringen sie etwa zehntausend Muscheln nach Hause. Nach der Heimkehr schlafen sie nur zwei bis drei Stunden, dann fahren sie wieder hinaus. Die Tiefe, in der sie Muscheln sammeln, schwankt zwischen zehn und dreißig Metern. Die Stelle, an der sich das Boot jetzt befand, war dreizehn Meter tief.

Mein Gewährsmann war schon zwölf Jahre bei dieser Arbeit, fünfundsiebzig Meter war die größte Tiefe, in die er getaucht hatte; aber dort könne man es nur zehn bis zwanzig Minuten aushalten, erklärte er.

Nach einer Stunde gab der Taucher auf dem Meeresgrunde das Zeichen, daß er herauf wolle. Mehrere Männer zogen aus Lei-

Erst im Auktionslokal ward sie geöffnet. Da zeigte sich, daß ein Schatz gemünzten Goldes sie füllte, zahllose Rollen außer Kurs gesetzter deutscher Doppelkronen, ein kindlich erspartes Vermögen, totes Kapital, mit dem ihr endgültiger Verzicht wohl nichts mehr anzufangen mußte.

Denn wer den Gemüßen und Kämpfen der Welt, jeder menschlichen Gemeinschaft in so vollkommener Gleichmut abstricht wie jene Drei, der verachtet auch den Wert des Geldes und stürzt sich, unsagend, in den Abgrund eines einzigen Urgefühls, sei es auch nur das blutsverwandter Liebe.

bestärkten, und in kurzer Zeit kam er an die Oberfläche. Der soeben Herausgekommene nahm den Platz des andern an der Feuerstelle ein, zündete sich eine Zigarette an, begann ein paar Muskeln zuzubereiten und warf fragende Blicke auf mich. Ich setzte mich zu ihm, und nachdem wir eine Weile gesprochen hatten, fragte ich ihn, ob er mir keine Taucherausrüstung zum Hinabsteigen leihen wolle, ich würde gerne die Muskeln bezahlen, die er während dieser Zeit verliere.

Sowohl der Taucher als auch alle anderen an Bord waren sehr neugierig und lachten von Herzen über meinen Vorschlag. Eine Weile verhandelten sie untereinander, und dann erklärte der Taucher, daß er es nur auf meine eigene Gefahr tun könne. Er begann sich sofort zu entkleiden. Unter dem Taucherkleid trug er viele dicke Unterleider teils wegen der Kälte, teils um den Druck zu mildern. Er ließ mir die dicken Wollkleider, um sie über meinen Sportanzug zu ziehen, und darüber kam die Taucherausrüstung, die aus einer Art Gummistoff war. An die Füße bekam ich ein Paar schrecklich schwere Schuhe mit Bleisohlen. Zu jedem Boot gehört nur ein Taucherkhelm und eine Luftpumpe, und ich konnte daher erst hinabsteigen, wenn der andere heraufkam. Daß er drunten lebte und arbeitete, bewies jede vierte oder fünfte Minute, wenn ein Reklorob mit fünfzig Muskeln heraufkam. Er verriet auch seinen Aufenthaltsort durch Luftblasen, die ständig aufstiegen, wenn er die verbrauchte Luft durch ein Ventil abließ, das er hie und da durch einen Druck mit dem Hintertopf öffnete. Wenn man das Ventil nur genügend rasch drückt, kann das Wasser nicht eindringen.

Im Helm sauste die Luft, die durch einen Motor eingepumpt wurde. Ich kletterte die Leiter hinab, bis mir das Wasser an den Hals reichte, dann waren die Stufen zu Ende. Mit einem festen Griff um die Leine, die mir um den Leib gebunden war, stieg ich in das Unbekannte hinaus. Ich hatte die strenge Weisung erhalten, darauf zu achten, daß ich nicht das Gleichgewicht verliere. Der Oberkörper ist nämlich am schwersten belastet, so daß man leicht kopfüber hinabkommt, wobei es schwer ist, drunten wieder zurechtzukommen. Hat man das Gleichgewicht verloren, so lassen sich die Bewegungen des Kopfes im Helm nicht kontrollieren, und wenn der Kopf am Ventil anliegt, strömt Meerwasser ein, und man ist verloren.

Das Seil wurde nachgelassen, und ich sank in das graugrüne Wasser. Wir hatten

ausgemacht, daß man mich sofort herauf hole, wenn ich mehrere Male an dem Seil ziehe. Ich sah die Wasseroberfläche über mir schimmern, während ich mich immer mehr von ihr entfernte; auch der Schiffsboden war deutlich zu sehen. Schon einige Meter unter der Oberfläche begannen Schmerzen in den Ohren, und es wurde schlimmer, je tiefer ich sank. Schließlich waren die Schmerzen ganz unleidlich. Ich begann zu fürchten, daß das Trommelfell reißen würde. Ich fühlte, daß ich jeden Augenblick das Bewußtsein verlieren könnte, und war gezwungen, an der Leine zu ziehen. Das Signal wurde sofort verstanden, und nach einer Weile war ich wieder an der Oberfläche. Ich kletterte die Leiter hinauf, um welche alle neugierig versammelt waren. Der Helm wurde abgehoben, ich erklärte die Ursache meines Herauskommens und fragte, ob es etwas gebe, um die unheimlichen Schmerzen zu vermeiden. Sie konnten mir jedoch keinen Rat geben, sondern erklärten, daß man sich langsam gewöhnen müsse, um bis zum Meeresboden tauchen zu können. Ich beschloß, einen neuen Versuch zu machen, und bat sie, den Helm wieder zuzuschrauben.

Dieselben fürchterlichen Schmerzen stellten sich ein; ich biß die Zähne zusammen und versuchte sie zu ertragen, gleichzeitig gab ich hie und da dem Ventil einen Stoß, wobei jedesmal tausend Luft entwich. Ich sank immer tiefer, die Schmerzen waren schrecklich, und ich erwartete jeden Augenblick das Bewußtsein zu verlieren. Aber ich hatte mit den Leuten oben verabredet, sie sollten mich sofort aufziehen, wenn sie an der Leine merkten, daß ich mich nicht bewege. Außerdem wußte ich, daß die Prämien meiner Lebensversicherung ordnungsgemäß bezahlt waren, und so ließ ich mich denn hinabsinken. Plötzlich schlug ich mit den Füßen auf dem Meeresboden auf. Im Kopf spürte ich eine starke Erleichterung, und auch die Schmerzen in den Ohren nahmen sogleich ab. Mit gierigen Blicken betrachtete ich die sonderbare Landschaft um mich. Ein Wald von Algen mit gekräuselten Blättern umgab mich auf allen Seiten. Dieser Pflanzenwuchs machte dadurch einen sehr eigentümlichen Eindruck, daß er nicht stillstand, sondern in weichen Wellenbewegungen hin und her schwankte. Große Schwärme von Garnelen und Fischen schwammen in und über dem Algenwald. Hie und da gab es Lichtungen in diesem Wald, und am Grunde dieser Lichtungen lagen zur Hälfte im Boden steckend, die großen, weißen Kammschalen, das Ziel der mühevollen Arbeit der Taucher. Ich benann auf dem Meeresgrunde zu wandern. Dabei schreckte ich immer wieder große Flundern auf, die auf dem Boden lagen. Sie schwammen ein Stück weit und legten sich dann wieder auf den Boden. Wenn sie fortschwammen, sah es aus, als ob ein Teil des Meeresbodens plötzlich verschwinde, so gleich ihre Oberseite dem Boden. Ein größerer Fisch kam gemächlich in der Höhe meines Gesichtes auf mich zu geschwommen, zwei Meter vor mir änderte er seinen Kurs und verschwand ruhig, ohne darüber er staunt zu sein, mich in seinem Reich zu sehen.

Es war recht hell hier, und ohne Schwierigkeit hätte ich ein Buch, wenigstens eines mit großen Buchstaben, lesen können. Außer Kammschalen gab es auf dem Meeresgrund auch einige Herzmuscheln und verschiedene Arten von Schnecken. Ich hatte jetzt

bei meinem Aufenthalt am Meeresboden kein besonderes Unbehagen im Kopf und genoh in vollen Zügen den Anblick des Lebens, das sich um mich regte. Der Druck auf dem Körper war zwar ein wenig quälend, da ja nur das Gummizug und meine Kleider mich vom Wasser trennten. Der einzige Körperteil, der mit dem Wasser unmittelbar in Berührung kam, waren meine Hände. An den Gelenken hinderten festliegende Gummibänder das Eindringen des Wassers. Meine Hände waren ganz kreideweiß, offenbar hatte der starke Druck des Wassers alles

Blut unter der Haut verdrängt. Ich beugte mich nieder, um eine Muschel aufzuheben, aber im selben Augenblick verloren meine Füße den Halt, und ich merkte, daß ich ohne mein Zutun nach oben unterwegs war. Droben waren sie offenbar unruhig geworden, weil ich kein Zeichen gegeben hatte. Es sauste und dröhnte wieder in meinem Kopf, und sobald ein Teil des Körpers über der Oberfläche war, spürte ich, wie schwer ich beladen war. Drunten auf dem Meeresgrunde war ich mir der Bleigewichte gar nicht bewußt geworden.

In Berlin gab es zwei derartige „Vergnügungslöcher“, eins — nur eins — hat die Polizei geschlossen. Die Zustände waren allzu unwürdig. Das andere Lokal besteht jetzt noch.

Oder: Vier Tänzerinnen und der Manager der Truppe schließen Vertrag mit einem Unternehmen für Amusement. Sie arbeiten einige Tage. Dem Direktor des Hauses wird die nicht ganz einwandfreie Konzeption für eine bestimmte Luftbarkeit entzogen. „Tut mir leid,“ sagt der Direktor. Die Truppe sitzt da. Ohne Geld. Ohne die rückständige Gage erhalten zu haben.

Zwei Tage saßen die fünf Menschen und hungerten. Dann fand sich ein anderes Etablissement, das sie großmütig engagieren wollte: Für die fünfköpfige Truppe neun Reichsmark Tagesgage und freie Wohnung.

Tausend Tänzerinnen, tausend Artisten, gleich zweitausend Schicksale, die nachdenklich stimmen.

Kritik.

O, ihr lieben Tanten beiderlei Geschlechts. Ein Girl in einer einigermaßen diskutablen Revue arbeitet angestrengt und schwer tagein, tagaus (auch Sonntags!), mindestens zehn Stunden. Fünf bis sechs Stunden zwei Vorstellungen. Ein bis zwei Stunden Bereitschaft, denn in letzter Minute vor Aufgehen des Vorhangs in die Garderobe kommen, gibt es nicht. Und dann die Proben. Denn probieren, probieren . . . links, zwei, drei, links, zwei, drei . . .

Niemand schläft so schwer und tief, wie diese hübschen, zarten, kleinen Mädchen . . . Und im übrigen — bei drei bis vier Reichsmark Tagesgage speisen die Mädchen nicht gewöhnlich im Weinsal. Nein, zwei, drei, ja vier wohnen sie zusammen, und in der Freizeit kocht eine Mittag, die andere stopft und stopft die teuren seidenen Strümpfchen, und die nächste wäscht und sticht und sie maniküren sich selbst und sie pflegen das Haar und den Körper . . .

Nein, die Allgemeinheit macht sich ganz falsche Illusionen von den lieben, hübschen, raffigen Mädchen, die da jeden Abend im Scheinwerferlicht die schlanken Beinchen schmeißen und die Herzen der Zuschauer begeistern. Ricardo.

Schöne Frauen in Not.

Falsche Illusionen um einen Beruf.

Im Rampenlicht.

In einem der wenigen noch lebensfähigen Varietehäuser ist Abendvorstellung. Ein nicht allzu großes Orchester von Musikern meistert eine Ouvertüre aus zusammengeklauten Schlagern, dann geht der Vorhang auf. Scheinwerfer zischen, das Rampenlicht der Bühne glüht. Im hellen Licht der zehntausend Kerzen stehen ein paar Dutzend Frauen, teils sehr hässlich, teils sehr schwer belleidet. Frisches Menschenfleisch gibt zu Samt und Seide, Flitterkram und Glasgefunkteln phantastische Kontraste. In schönen und in anstrengenden verkrampften Posen stehen die Frauen. Es ist das Austrittsbild der „großen Monster-Weltausstellungstribüne“. Jetzt knallt wieder die Musik los. Ein, zwei Dutzend Frauen lösen sich aus der Gruppe oder schießen aus den Kulissen hervor und beginnen die Beine zu schmeißen. Ein Furioso hübscher Glieder setzt ein. Rummis! macht die Musik und das Spiel geht weiter. Die Mädchen wirbeln ab, um gleich darauf wieder zu kommen, in neuen, schwereren Kostümen. Und so verändert sieht man sie noch sechzehnmal an diesem Abend.

Sie treten insgesamt achtzehnmal auf. Das heißt achtzehnmal in zweieinhalb Stunden das Kostüm wechseln; achtzehnmal verschiedene Tänze auf die Bühne legen; achtzehn Tänze, Klipp, Klapp, ruck, zuck! Achtzehnmal Nerven und Muskeln angespannt zu wildem, rhythmischen Gliederverrenken! Das sind die Revuegirls, das Sowiesoballett, die Dingsdababies oder die berühmte Anderstruppe.

Unten im Parkett sitzen reihenweise ältere, etwas verfettete Herren mit blanken Köpfen und mustern durch starke Operngläser sehr sorgfältig jede einzelne Tänzerin.

Abgeblendet.

Es war einmal . . .

Die kleine raffige Lissy gehörte den bekannten Kiki- oder Kologirls an. Gewiß, der Truppenchef verlangte viel von seinen Tänzerinnen. Jeder Schritt, jede Kopfdrehung, jede Handbewegung mußte in der Vorstellung klappen. Jedes Mädels mußte tiptop gepflegt sein. Und auch außerhalb des Theaters mußte jedes Mitglied des Ensembles sicher „auftreten“ können, mußte elegant erscheinen: denn jedes Girl ist ein Stück Reklame, gehört zur Visitenkarte der Truppe. Ja, es wurde viel verlangt, aber dafür sorgte auch der Truppenchef für seine Mitarbeiter wie ein Vater für seine Kinder. Lissy bekam eine Tagesgage von 18 Reichsmark und selbstverständlich Reisen ersetzt, ja sogar Reisespeisen. Die kleine Lissy konnte sorglos

leben und sie war ja so glücklich. Je gehetzter es in der Vorstellung zuging, Gott, um so schöner war es. Proben, Vorstellung, Proben, Vorstellung . . . Berlin, Hamburg. Ifft! runter nach Leipzig, raus nach Stettin, und dann rüber nach London, zurück, runter nach Rom . . . und immer volle Häuser und Applaus und — manchmal sogar Blumen, Konfekt, ja wohl für die kleine Tänzerin, die blonde, die dritte von links . . . Lissy war nur eine kleine Tänzerin in der großen Truppe und doch war sie wer.

Und dann . . . Pleite, Pleite! In Leipzig, dieser typischen Varietéstadt, ist jetzt auch das letzte Varieté geschlossen, meldet die Presse. Pleiten, überall Pleiten!

Lissy ist acht Monate ohne Engagement. Sie ist nicht mehr ganz so elegant, die Augen blihen nicht so hell. Die Scheinwerfer des Lebens sind abgeblendet. Lissy, die hübsche, raffige Tänzerin, 19 Jahre alt, lernt Mutter Not kennen.

Und in Deutschland gibt es einige tausend Lissys. Vorsichtig geschätzt sind 80 Prozent aller Berufstänzerinnen engagementslos.

Zwischenvorhang.

Hier ist nicht die Rede von Tänzerinnen, die durch die Inflationszeit und die noch günstigere Zeit kurz danach auf die Bühne geworfen wurden, als die Revue hoch im Kurse standen, und jedes hübsche, raffige Mädels ins Rampenlicht treten konnte und sich Tänzerin nannte. Wir sprechen von jenen Frauen, die nach langer, schwerer Lehrzeit, nach harter Ausbildung, zum eisernen Bestand des Vergnügungsgewerbes zählen.

Es gibt noch Revuen und einige hundert Girls sind noch heute ständig unterwegs. Gage bei zwei Vorstellungen am Tage und zwei bis vier Stunden Probe am Vormittag — drei Reichsmark, und manchmal sogar vier — und: Glücksfälle, in ersten, seriösen Häusern sogar sechs bis acht Reichsmark, aber das ist viel und selten, sehr selten. Und die andern?

Was ist ein Taxi-Girl?

Diese Einrichtung kommt über Amerika aus China. Bis zu zwanzig Tänzerinnen werden von einem Vergnügungslokal emagiert. Die Gäste, Herren sone und solche, laufen an der Kasse Tanzbons. Ein Tanz zwanzig Pfennige. Die Mädels sitzen im Saal. Will ein Herr tanzen, gibt er dem Mädels, das ihm gefällt, einen Bon.

Pro Bon erhält das Mädchen zehn Pfennige. Es gibt Taxi-Girls, die es in der Nacht bis zu einer, ja zwei Mark bringen.

Der Eine und die Vielen.

Von Hans Bethge.

Ein Mensch wanderte, und sein Weg führte ihn durch ein Gebirge. Da kam er an einen Ort, an dem ein großer, schwerer Fels, der über die Straße gerollt war, seinen Weg versperrte. Und außerhalb des engen Pfades gab es keinen Durchgang, weder zur Rechten, noch zur Linken.

Als nun dieser Mensch sah, daß er nicht weiterwandern konnte, weil der Fels seinen Weg sperrte, versuchte er, ihn fortzurollen; aber er konnte ihn nicht bewegen. Er ermüdete schwer bei seiner Arbeit, und alle seine Anstrengungen waren vergebens.

Als er seine Ohnmacht erkannte, setzte er sich nieder, erschöpfte und traurig, und er fürchtete sich. „Was wird aus mir werden?“ sagte er, „wenn die Nacht kommt und mich in meiner Einsamkeit überrascht? Ich habe nicht Nahrung und nicht Obdach, und bald schleichen die wilden Tiere durch die Nacht, um nach Beute zu spüren.“

Und während er ganz erfüllt war von dem Schreckbild dieses Gedankens, kam ein anderer Wanderer und wollte vorüberziehen. Und als er sah, daß der Fels seinen Weg versperrte, versuchte er, ihn fortzurollen. Er ermüdete schwer, aber alle seine Anstrengung war vergebens. Schweigend legte er sich nieder und verzagt beugte er das Haupt.

Und nach diesem kamen andere Wanderer. Keiner von ihnen konnte den Fels bewegen, und sie standen traurig da und ihre Furcht war groß. Endlich sagte einer von ihnen: „Brüder, laßt uns zu Gott beten, der unsere Not sieht; laßt uns Gott bitten, daß er Mitleid habe mit unserer Schwäche und den Stein fortrolle, der unseren Weg sperrt.“ Und alle hörten auf diese Worte, und sie beteten zu ihrem Gott im Himmel.

Aber der Fels blieb liegen und er bewegte sich nicht.

Da stand ein anderer von ihnen auf und rief: „Meine Brüder! Jeder von uns wollte den Stein fortrollen und keiner hat es gekonnt, denn seine Kräfte waren zu schwach. Laßt es uns zusammen versuchen, dann ist unsere Kraft groß, und es wird uns gelingen!“

Und alle erhoben sich und stemmten sich gegen den Fels, und der Fels bewegte sich, und ihr Weg wurde frei, und sie wanderten in Frieden weiter.

Die Zahl der Wanderer, das ist das Volk; der Weg ist das Leben; der Fels ist all das Elend und die Not, die dem einzelnen seinen Weg zur Freude sperren bei jedem Schritte.

Kein Mensch kann allein den Fels bewegen. Aber denen, die zusammen wandern, ist es kein Hindernis; denn ihre Kraft ist groß, wenn ihr Wille geeint ist. Martin Kahle.

Nach einer Weile sagte der Fremde: „Entschuldigen Sie, darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie reich sind?“ — „Nun, ich habe zu leben“, war die Antwort. — „Darf ich fragen, wie reich Sie sind?“ fuhr der Fremde fort. Da meinte der Lord: „Ich habe hunderttausend Pfund.“ — „So“, sagte der Fremde, anscheinend sehr erstaunt, „wenn Sie so reich sind, dann sollten Sie doch lieber ein Abteil für sich allein nehmen, damit Sie andere Leute durch Ihre Schnarchen nicht stören!“

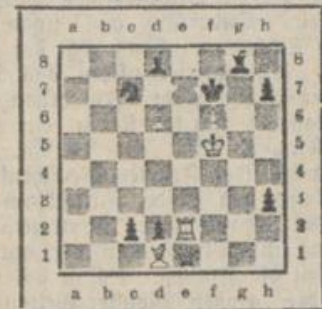
Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 126.

Von Wilhelm Bentele, Arnsdorf bei Tetschen. Schwarz: Kf7; Ld8, g8; Sc7; Bc2, d2, h3, h7 (4).



Weiß: Kf5; Del; Te2; Ld1, d6; Bf6 (6).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 123: Dc1-e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtlich aus Kwitkau, Mildorf Adolf, Pachmann Reinhold, Döhnert Max, Tischau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Reinert Julius, Nestomitz; Böhm Emil, Sobrusan; Dinnebler Emil, Tetschen, Hilgarth Herrmann, Neu-Wistritz; Schmidt Karl, Bräx; Schubert Josef, Bokan; Schwarz Raimund, Klostergrab; Petzak Albin, Kulm; Pritsch Anton, Markersdorf; Hyna Josef, Hyna Franz, Goldbach Franz, Adam Johann, alle aus Hostomitz; Schöbel Franz, Straußnitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; John Josef, Krocwitz; Kropf Rudolf u. Rudolf Gustav, Klostergrab; Neumann Willi, Binsdorf; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Trifisch Gustav, Wisterschan; Settmacher Artur, Zweitnitz.

N. W., Binsdorf: Aufgabe hat Nebenlösung nach Kc7-a8!

Sch. R., Klostergrab: Ebenfalls Nebenlösung nach Kd8-e7 oder Te7-e6! Bei Nr. 2 Kontrollstellung unklar.

R. J., Nestomitz: Nr. 1 hat Nebenlösung, denn es kann als Lösungszug sowohl Sd3-e5 als auch Sc4-e5 geschehen, Nr. 2 ist gebrauchsfähig.

H. H., Neu-Wistritz: Nach Lf7-g6 folgt Sc6xh8, h7-b8D+ e7-e5! also kein Matt in zwei Zügen!

B. W., Arnsdorf: Nr. 14 ist gut, es lag ein Irrtum meinerseits vor.

Bezirksmeisterschaften.

I. Bezirk: Kleische; Schönfeld 8:0 für Kleische, Schönfeld nicht angetreten, Schönfeld: Türnitz 0:6 für Türnitz, Schönfeld ist nicht ordnungsgemäß angetreten. Für das Serienspiel wurde ein Freundschaftsspiel ausgetragen mit dem Ergebnis 6:2 für Türnitz.

II. Bezirk: Die Hängepartie Eichwald gegen Zuckmantel wurde von Zuckmantel gewonnen, Endstand 4½:3½ für Zuckmantel. — Wisterschan I gegen Eichwald 2:6 für Eichwald! Eine Glanzleistung der Eichwalder, welche obendrein noch unkomplett antraten.

III. Bezirk: Komotau I. gewann gegen Komotau-Oberdorf mit 5:3 Punkten und wurde Bezirksmannschaftsmeister.

VII. Bezirk: Vereinsturniere. In Hostomitz siegte Genosse Hyna Franz mit 8½ Punkten, Pichl 6½, Schmidt Karl 6, Schmidt Rudolf 5½, Stadler 5, Goldbach und Balzer 4½, Hyna Josef 2½, Adam 2, Ebert 1½ Punkten. — In Sobrusan wurde Genosse Webersinke mit 7 Punkten Vereinsmeister. Es folgten: Marzin und Hofmann je 6½, Pichl und Böhm Emil je 5½, Jungnickl und Zimmermann je 4½, Wiedemann 2, Stehno 1½, Goblirsch 1, Böhm Willi ½ Punkt. — Der Wettkampf Sobrusan: Hostomitz endete mit 5½:2½ Punkten für Sobrusan, nicht, wie irrtümlich berichtet wurde, mit 5:3 Punkten.

Was mancher nicht weiß ...

In den nördlichen, kühleren Ländern kommen Zwillinge häufiger vor als in den heißen. In Schweden zum Beispiel werden prozentual viel mehr Zwillinge geboren als in Italien oder Brasilien.

Die Jagdstreifen mit Flugzeug und Auto haben den Wildbestand Afrikas ernstlich gefährdet. Aus diesem Grunde hat der Gouverneur des Kongostaates eine Verordnung erlassen, daß niemand sich im Auto oder Flugzeug einem Wild, das er erlegen will, weiter als bis auf 180 Meter nähern darf.

Es wird behauptet, daß der „fliegende Holländer“, das Gespensterschiff, dessen Erscheinen so vielen Seelenten Unglück gebracht hat, eine Klippe beim Kap Horn ist, die große Ähnlichkeit mit einem Schiff hat und an der viele Fahrzeuge zerschellt sind. Auf der Seekarte findet sich deshalb die Anmerkung: Klippe, die wie Fahrzeug aussieht.

Die größte Schule der Welt befindet sich in Milwaukee in Amerika. Sie hat für den Tagesunterricht zwöftausend Schüler, und für die Abendschule neuntausend. Die Schule, die eine kleine Stadt für sich bildet, hat ihren eigenen Bäcker, ihren Buchhändler, ihren Buchbruder, ihren Friseur, ihren Maler und ihren Elektrotechniker. An der Schule sind 237 Lehrer angestellt.

Die Riesenschlangen sind im Aussterben begriffen, und zwar gibt man die Schuld an dieser Erscheinung der Mode, Schlängelleber in so ausgedehntem Maße für Handtäfchen und vor allem für Schuhe zu benutzen. Es sind von Naturfreunden bereits Bestrebungen eingeleitet, dieser Mode ein Ende zu machen, mit dem Hinweis, daß sonst der Fortbestand dieser interessanten Tiere ernstlich gefährdet ist, während sie doch bisher zum Beispiel auf Java sehr häufig vorkamen.

Die Tibetener nehmen als Nahrungsmittel auf langen Wanderungen vorwiegend Milch in Stücken mit. Die Milch ihrer Haustiere muß eine Art Trocknungsprozeß durchmachen, der sie hart wie Stein macht. Wenn man die Milch verzehren will, muß man die Stücke mit einem Hammer zerbrechen und dann die kleinen Brocken im Munde zergehen lassen.

Der Krokodilwächter, ein Vogel, der am Ufer des Nils in der Hauptsache von Insekten lebt, die sich in der Haut des Krokodils befinden, wählt seine Nahrung auf eigenartige Weise. Wenn eine Gefahr naht, hüpfen die Vögel in Gruben im Sande, und die Eltern schaufeln sie mit dem Schnabel mit Sand zu, damit sie nicht gesehen werden.

— Weiteres. —

Die Nache. „Es muß 5 Jahre her sein, seit ich Sie zuletzt gesehen habe. Wieviel älter Sie aussehen! Ich hätte Sie beinahe nicht wiedererkannt.“ — „Ja, es ist wirklich schon lange her, und wenn ich Ihren Mantel nicht wiedererkannt hätte, hätte ich auch nicht gemerkt, wer Sie sind.“

Ganz unmöglich. Vater: „Ich kann gar nicht verstehen, warum meine Uhr nicht gehen will, sie muß vielleicht gereinigt werden.“ Der kleine Willi: „Nein, Papa, sie kann nicht schmutzig sein. Ich habe sie erst heute morgen gebadet.“

Ein Zweifler. „Mama, ist es wirklich wahr, daß ich im Dezember geboren wurde? — „Ja, natürlich, mein Kind!“ — „Aber, Mama... im Dezember sind doch die Störche alle in Afrika?“

Die Gattin berichtet. „Als ich heute beim Arzt war, sah er nur meine Zunge an und schrieb mir dann ein stärkendes Mittel auf.“ — „Um Gottes willen, Ratshilbe, doch nicht etwa für die Zunge?“

Witterverständnis. Zu einem Barbier, der auch Votteriefollektur ist, kommt ein Pole, um sich einen Zahn ziehen zu lassen. Als er mutig bis zur Tür gegangen ist, sieht er im Schaufenster ein Plakat mit der Aufschrift: „Ziehung nächste Woche!“ Betrübt kehrt er um mit den Worten: „Hab sich jubel Schmerz bei Bade, kann sich nicht solange warten.“

Treppentwisch. Zwei Freunde sind nach Amerika ausgewandert. Da gerade verschiedene Kongresse in New York tagten, fanden sie kein Hotelzimmer. Verzweifelt kommen sie spät nachts zu einem Wollentraper-Hotel. Entmutigt fragen sie den Portier, ob er noch ein Zimmer frei hätte. „Da haben Sie Glück, ein Zimmer mit zwei Betten ist noch im fünfzigsten Stock frei, aber der Fahrstuhl geht nicht mehr.“ — „Wie werden wir raufkommen?“ fragte der eine den anderen. — „Ich werde dir Hilfe erzählen, dabei wird schon die Zeit vergehen.“ — Die Hilfe des einen Freundes reichten aber nur bis zum 40. Stockwerk. — „Gut, ich werde dir einige Hilfe erzählen!“ sprach der andere. — Und so kamen sie zum 48., 49., 50. Stock. Oben angelangt, sagte der eine der Freunde: „Jetzt werde ich dir einen Witz erzählen, da wirst du wirklich lachen: Ich habe die Schlüssel unten liegen gelassen.“

Im Schlafwagen. Lord Aberdeen fuhr im Schlafwagen des Schnellzuges von London nach Glasgow. Ein Fremder lag ihm gegenüber.